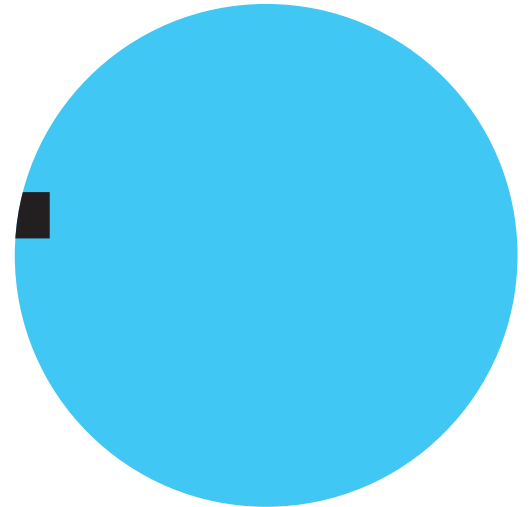


Neue

Nor-



Reflexionen zu (Post)-Corona



malität



Silvia Morandi, Anima Condivisa, 2020
Foto: Alexandra Kaufmann
Color grading: Daniel Kraus

Editorial

Mehr oder weniger behutsam bewegt sich die Welt aus dem Corona-Schock heraus und lernt in kleinen Schritten mit dem Virus umzugehen. Der Primat des Gesundheitsschutzes trifft in den Abwägungen von Politik und Öffentlichkeit auf neue Prioritäten: die Sicherung der wirtschaftlichen Grundlagen, die Austarierung des Verhältnisses von Staat zu Einzelnem, die Bedeutung des kulturellen Lebens, die Veränderungen in den sozialen Beziehungen, um nur einige zu nennen. In diesen Abwägungen zeigen sich erste Weichenstellungen für eine Post-Corona-Zeit. Viele Stimmen betonen dabei, dass es ein einfaches Zurück nicht geben kann. Und dennoch scheint das Bedürfnis, zu einer vormals gekannten Normalität zurückzukehren, groß zu sein.

Die Südtiroler Kulturzeitschrift Kulturelemente möchte in dieser Phase der Umorientierung zusammen mit dem Kulturmagazin 39Null und der Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann zu Reflexion und Diskussion einladen und hat dazu eine Sonderausgabe gestaltet, die der reichweitenstärksten Tageszeitung Südtirols beiliegt und so rund 50.000 Haushalte erreicht. Die Ausgabe versteht sich als Einladung, sich abseits der aktuellen Entwicklungen mit möglichen längerfristigen Veränderungen auseinanderzusetzen. Die Texte aus unterschiedlichen Themenfeldern wollen Gedanken und Ideen zum Weiterdenken formulieren.

So plädiert die Philosophin Nina Lex für ein Nachdenken über unsere Krisenerfahrungen und stellt die Bedeutsamkeit des Sozialen Raumes in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen. Der Haptikforscher Martin Grunwald erzählt von der Bedeutung der Berührung, menschlicher Nähe und Kontaktverboten. Der Regisseur und neue Intendant der Vereinigten Bühnen Bozen, Rudolf Frey, lädt uns ein, uns auf Theater-Begegnungen einzulassen. Die Philosophin Bärbel Frischmann entwickelt für uns eine Perspektive auf einen veränderten Umgang mit Angst, der frühere Kulturstatsminister Julian Nida-Rümelin gibt im Interview Antworten auf die Frage, wie sich Risiko kalkulieren lässt und welcher Verantwortung jede*r Einzelne sich stellen muss. Der Künstler Hannes Egger stellt uns die begleitende Fotostrecke der Künstlerin Silvia Morandi vor und nimmt sie als Anlass für eigene Post-Corona-Gedanken. Und wie zeigt sich die Krise, wenn man bereits in einer Krise lebt? Der Schriftsteller Ibrahim Nehme blickt vom krisengeschüttelten Beirut auf Europa. Am Ende verbindet uns mehr, als uns trennt.

Johannes Andresen

Nina Lex

Widerstand zwecklos

Sinngemäß hatte Churchill einmal ausgerufen: „Never waste a crisis!“ Wenn damit gemeint war, dass außergewöhnliche Umstände außergewöhnliche Handlungen erfordern, welche durchaus mit der gewohnten und akzeptierten Realität brechen, dann lässt sich getrost festhalten, dass diese Krise nicht verschwendet wurde. Aber beschleicht uns nicht auch das Gefühl, dass der Umgang mit der Pandemie so manchen Zweifel aufwirft? War denn nicht längst vorhersehbar, dass uns eine Pandemie bevorsteht? Ist der Staatsapparat zu einem bürokratischen Monstrum geworden, das bei akutem Handlungsbedarf viel zu schwerfällig in Gang kommt? Mit der Antwort auf die Frage, ob die Krise verschwendet wurde, kann



man es sich also nicht so leicht machen. Und schon findet man sich auf dem gleichen wankelmütigen Kurs, den man den meisten europäischen Regierungen doch eigentlich vorhalten will.

In seiner ursprünglichen Bedeutung bezeichnete das Wort κρίσις krisis (griech. von krinein) noch eine Art Meinung, aber auch Trennung im Sinne einer Beurteilung, die schließlich eine Entscheidung fordert. Im Deutschen spiegelt sich linguistisch zumal die feine Trennschärfe zwischen Scheidung und Entscheidung wider – beides Dinge, mit denen die Pandemie unser soziales Umfeld verändert hat. Wie unter einem Brennglas schien die Pandemie alle Tiefen und Untiefen der Gesellschaft hervorzukehren. So elementare Fragen wie über Leben und Tod rückten in unser Bewusstsein. Aber zentral wurde damit vor allem auch jene bereits seit der Antike breit diskutierte Frage nach dem Gemeinwohl (bonum commune) – nach unseren Werten, unserer Solidarität, unserer Toleranz und nicht zuletzt nach Freiheit und Gerechtigkeit. Das, was wir „sozialen Raum“ nennen, hat dabei eine erhebliche Bedeutung. Denn hier stellt sich die Frage nach einer geeigneten Selbst- und Weltkompetenz in Rückbindung an die eigene Person als

Antwort auf die Frage des französischen Philosophen

Roland Barthes, wie wir zusammenleben wol-

len (comment vivre ensemble) am unmit-

telbarsten. Gleichzeitig taten sich hier

die tiefsten Gräben auf, die vielleicht

längst unter der Oberfläche einer

florierenden Konsumgesellschaft

lauerten. Von einem Tag auf den an-

deren mussten wir unsere Freiheit

einem unsichtbaren Virus anpas-

sen, während unsere Solidarität,

unser Gemeinschaftssinn und unser

Verantwortungsgefühl gegenüber

den schwächeren und verletzlichen

Gruppen in der Gesellschaft auf

eine harte Probe gestellt wurden. Mit

manchmal ernüchterndem Ergebnis

für eine Gesellschaft, die sich als Soli-

dargemeinschaft versteht.

Wir waren zu kultureller Enthalt-

samkeit, zu Abstand und in Einsamkeit

gezwungen, was zu subjektiven,

genauso wie zu gesellschaftspoliti-

schen Krisen führte. Und doch

könnte uns das die Schieflage eines

individualisierenden Konzepts von

Resilienz vorspiegeln. Was uns

Kultur wert ist, rückte unrühmlich in

den Kontext der Monetarisierung

und brachte im öffentlichen Diskurs auf unglückliche Weise Ökonomie und Menschlichkeit kritisch gegeneinander in Stellung. Und doch hätten wir daran ablesen können, dass Kultur nicht bloß Entertainment, sondern soziale Bildung und Erziehung des Herzens ist.

Zivilisierter Umgang, eine respektvolle Debatte, kollektive Resilienz – all das sind Chiffren, bei denen wir feststellen mussten, dass sie irgendwo auf dem zielstrebigem Weg zu unserer Selbstverwirklichung im Miteinander auf der Strecke geblieben sind. Einzelkämpfertum kultiviert zum pandemischen Prepper-Aktivismus. Die Freiheit zu denken oder der kantische Mut, sich seines eigenen Verstandes zu bedienen, wurde fragwürdig erklärt, als sektiererische und krude Überzeugungen, jeden gesunden Menschenverstand ignorierend, weltweit in Aktion traten. Jeder beansprucht die Deutungshoheit, obgleich viele verlernt zu haben scheinen, was Wissen meint oder wie man es sich aneignet. Medienkompetenz war zu Kants Zeiten aber auch noch kein Thema.

Darf man also nach all dem auf Besserung hoffen? Die Vergangenheit reflektieren heißt an dieser Stelle doch in die Zukunft denken. Auf die Reflexion über die verschiedenen Problemlagen müssen individuell aber auch politisch Taten folgen: In Bildung investieren, prekäre Verhältnisse systematisch verhindern, Chancengleichheit und Gleichberechtigung umsetzen, humanitäre Werte verankern, Kooperation statt Konkurrenz! Der Weg ist weit, aber im besten Fall erweist sich die Pandemie rückblickend dann vielleicht als klärendes Gewitter, um unsere Umgangsformen und Werte zu überdenken und dementsprechend politische Weichen zu stellen.

Martin Grunwald

Verbotene Berührung

Wahrscheinlich gibt es gar keine Kindheitsverläufe ohne die Erfahrung, etwas oder auch sich selbst nicht berühren zu dürfen. Aus Sorge und Vorsorge, aus berechtigter oder übertriebener Angst, gelassen oder chronisch überlastet, wird der Mensch im kindlichen Stadium seiner Entwicklung in aller Regel in seinen Berührungserfahrungen reglementiert oder sogar mit strikten Verboten in die Schranken gewiesen. So ist es in unserem Kulturkreis ein hohes Erziehungsziel, dass die Nahrung möglichst unter Nutzung von Werkzeugen in den Körper verbracht wird. Nur kurze Zeit – oder gar nicht – wird dem Kinde die händische Exploration von Nahrung gewährt. Ebenso unnachgiebig werden auch die kindlichen Erkundungsversuche der körpereigenen Ausscheidungen reglementiert, und frühzeitig werden die eigenen und fremden Genitalien zu explorativen Tabuzonen erklärt. Überdies wird jede Form der genüsslichen Selbstberührung in Form von Nasebohren, Daumensaugen und Nägelknabbern mehr oder weniger eindringlich kommentiert, verboten oder sogar bestraft. Die alte Küchenwaage der Großeltern kann ebenso mit einem Berührungstabu versehen werden wie die scharfen Messer in der Küche, das Werkzeug in der Kiste oder die Kosmetiktasche der älteren Schwester. Kontakt- oder Berührungsverbote gehören demnach zu den elementaren Hinweiserfahrungen, die wir als Kinder innerhalb unseres familiären Umfeldes machen. Und auch außerhalb der familiären Zone konfrontiert das soziale Umfeld heranwachsende Menschen mit Berührungsverboten; allgemeiner Konsens herrscht darüber, dass das Eigentum anderer nicht einfach berührt und haptisch exploriert werden darf. Das gilt für Spielzeugeigentum ebenso wie für die Brotbüchse oder das glänzende Laufrad des anderen. Was nicht „mein“ ist, darf nur auf Nachfrage und mit ausdrücklicher Erlaubnis berührt oder sogar benutzt werden. Wir begreifen ziemlich schnell, dass die beweglichen Teile der äußeren Welt nicht für Jeden und jederzeit zur tastenden Erkundung zur Verfügung stehen, sondern dass der explorative Raum nach verborgenen Gesetzen geordnet ist. Sosehr auch

die Neugier und das Verlangen plagt, die süßen bunten Kleinteile im Supermarkt dürfen nicht einfach berührt und schon gar nicht einfach mitgenommen werden. Das empörte und frustrierte Schreien kleiner Kinder im Kassenbereich von Supermärkten ist fast schon ein eigener Topos.

Die persönliche Geschichte der Kontaktverbote und der Kontaktversagung in der Kindheit ist individuell verschieden, aber es gibt in aller Regel große Übereinstimmungen in diesen Erfahrungsbereichen. Als Erwachsene wissen wir dann relativ gut und sicher, was und wen wir ungestraft wie anfassen dürfen. Je älter wir werden, umso eingeschränkter wird unser explorativer Raum. Nicht nur das Nichtberühren nimmt immer breiteren Raum ein, sondern auch wo wir hingehen, uns hinsetzen, hinlegen dürfen, wird mit Regeln überformt. Berührungs- und physische Kontaktverbote sind somit für Kinder als auch für Erwachsene alltägliche Normative, an die wir uns mehr oder weniger stillschweigend gewöhnen. Manch einer wehrt sich und grabscht trotz Verbot an die Marmorfigur im Museum und freut sich wie ein Kind, bei solchem Tun nicht erwischt worden zu sein. Etwas anfassen, was man nicht darf, ist ein wenig so, wie etwas inhalieren, was man gemeinhin nicht soll. Der natürliche Reiz des Verbotenen erstreckt sich eben auch auf das Handgreifliche. Für uns als Säugetiere geht das Begreifen immer mit dem Ergreifen einher. Ebenso sind wir im sozialen Miteinander biologisch und psychologisch in jedem Lebensalter auf den wohlmeinenden physischen Körperkontakt zum Anderen elementar angewiesen. Lebenskritisch und kaum zu ertragen

werden die Dinge jedoch, wenn der gesamte menschliche Alltag – für Kinder und Erwachsene – zur absoluten Kontaktverbotszone mutiert. Wenn selbst der physische Kontakt zu Familienangehörigen und zu jedem Objekt im öffentlichen Raum zur Ansteckungsquelle und möglichen Todesfalle erklärt wird, dann verharrt die menschliche Daseinsform in einem lähmenden Angstzustand, der seinerseits eine Gefahr für Körper und Seele darstellen kann. Angst- und Einsamkeitsempfindungen sind deshalb für viele Menschen zur existentiellen Erfahrung geworden, weil der unbeschwert analog-physische Normalkontakt extrem eingeschränkt oder völlig unterbunden wurde. Unsere Spezies kann notfalls auf viele Annehmlichkeiten auch dauerhaft verzichten, aber nicht auf den physischen Kontakt zur sozialen Umwelt. Den Alltag in seiner Vielfältigkeit berühren zu können, ist ein Lebensmittel, auf das wir nicht verzichten können. Fast beiläufig haben wir deshalb weltweit gelernt, dass sich die Apologeten des Digitalen mit ihren Glücksverheißungen gründlich geirrt haben; Kontakt zum sozial Anderen kann langfristig nicht befriedigend über Softwaretools hergestellt werden. Das gilt für Kinder ebenso wie für Erwachsene. Weil das biologische Grundbedürfnis nach real-analogem Kontakt in die DNA unserer Spezies eingeschrieben ist, wird sich die Mehrheit von den erdrückenden Erfahrungen der letzten Monate erholen. Bei einem anderen Teil werden die seelischen Verletzungen noch nach Jahrzehnten bestehen bleiben. Die letzten Monate haben uns gezeigt, wie stark die Gesundheit unserer Spezies von einer intakten sozialen, physisch-analogen Umweltbiologie abhängig ist. Wir sollten diese Erkenntnis nicht nur dafür nutzen, um Tastsinnerforschern Nobelpreise zu verleihen, sondern um Ressourcen bereitzustellen, für die Schaffung neuer Kontakträume und die Bewahrung der bestehenden, in denen das menschliche Miteinander gelebt werden kann.



Rudolf Frey

Theater: Risiko und Menschen

Vor einigen Tagen wurde ich beschenkt: mit einer Theaterpremiere. Nicht das erste Mal, denn ich erlebe seit einiger Zeit wertvolle Geschenke, wenn ich mich mit meiner Arbeit beschäftige. In der Zeit der Pandemie mussten wir Menschen im Kulturbereich erfahren, was die meisten von uns nie dachten einmal selbst zu erleben: Einschränkungen und Stillstand, um unsere Gesundheit und unser aller Leben nicht zu riskieren. Nun wagen alle Institutionen wieder einen hoffnungsvollen Neuansatz.

Vor einigen Tagen wurden wir alle beschenkt, und eines der Geschenke besteht darin, wieder riskieren zu dürfen, riskieren zu müssen. Theater lebt vom Risiko. Es ist ein geprobtes Risiko, eine geordnete Unordnung. Ein Netz an Maßnahmen in der Erarbeitung und Aufführung ermöglicht es, uns wieder mit den Erlebnissen zu beschenken, die uns lange als selbstverständlich erschienen. Wir können also gar nicht anders, als nun verstärkt darüber nachzudenken, was die essenziellen Zutaten und Alleinstellungsmerkmale unserer Arbeit sind, und lernen, sie schätzend an unser Publikum zu vermitteln. Theater kann nicht ohne Menschen sein – auf der Bühne und im Publikum. Die Grundverabredung ist, dass diese Menschen zur selben Zeit, am selben Ort eine unausgesprochene Vereinbarung eingehen: sich in einen gemeinsamen Denk-Raum zu begeben. Die Darsteller*innen bewegen sich wochenlang in einem abgeschlossenen Probenraum, um im Moment der Aufführung auf der Bühne vor Menschen im Zuschauerraum wie zum ersten Mal aufeinander zu treffen – ein Funke der Überraschung, der auf das Publikum überspringt, das auch eine Rolle spielt, selbst wenn es sich im Zuschauerraum versteckt. Diese unausgesprochene Verabredung, die jede*r eingeht, ist aus meiner Sicht das größte Geschenk und das Schönste, weil sie meistens unbewusst passiert. Die Monate während der Pandemie, in denen zwar unter Auflagen geprobt, aber nicht gespielt werden durfte, haben uns eine Art dystopischer Wirklichkeit erahnen lassen. Eine Realität, in der wir nur für und mit uns kulturinternen Menschen selbst spielen,



vor leeren Reihen – man kreist umeinander und die monatelange Arbeit verschwindet in der Theater-Schublade und erblickt nie das Licht der Zuschauer*innen-Welt. Wir brauchen das Gesehen-werden, wache Sinne und offene Herzen – wir verlangen ein spürbares Gegenüber, eine Auseinandersetzung und den Diskurs. Insofern stimmt es uns nachdenklich, wenn man hört, dass in diesen Tagen vielerorts noch relativ wenige Menschen die diversen Angebote der Kultureinrichtungen wahrnehmen. Die Gründe dafür sind sicherlich vielschichtig. In der Pandemie haben die meisten Theater spontan ein digitales Angebot aufgestellt. Als Zeichen der Präsenz ist das nachvollziehbar und wichtig, doch oftmals mit der bloßen Abbildung beschäftigt, hat es uns gezeigt, wie wenig Digitalität und Theater bisher verzahnt waren. Hier gibt es bestimmt Nachholbedarf, der den Live-Moment, die Interaktion und Fragilität miteinbezieht und nicht mit Reproduzierbarkeit in vermeintliche Konkurrenz mit Streaming und Fernsehen tritt. Theater geschieht nur einmal, ist nicht abzubilden und lebt von einem Moment und von der entstandenen Erinnerung daran. In der Innenschau bewirkt der Schock dieses Stillstandes vielleicht ein Nachdenken darüber, in welchen Strukturen wir arbeiten wollen und mit welchem Angebot, mit welcher Ästhetik wir uns dem nähern, was wir erlebt haben. Wir haben Welterschütterndes erlebt. Wir sind vermutlich gerade erst am Anfang herauszufinden, wie wir dieses Erlebte in Themen, Haltungen, Sprachen, Körper, Momente, in das „Künstliche“ formen – jene Überhöhung, die wir brauchen und nach der wir uns sehnen. Dieses Künstliche fängt die Realität ein und verwandelt sie für die Dauer der Aufführung – die kollektive Verabredung – in etwas Neues, Poetisches, Überraschendes, Verstörendes, Überforderndes und in ein Geschenk. Ein Geschenk, das sich flüchtig und vielleicht unbemerkt in unserer Erinnerung verankert und das wir in uns tragen auf unserem Weg zurück in die Realität.



Bärbel Frischmann

Angst als Leitmotiv



Nachdem die Corona-Pandemie vor allem dank der Impfstoffe in unseren Breiten abklingt, beginnt nun die Zeit der Aufarbeitung und Reflexion, die sicherlich viele Jahre dauern wird. Was ist da eigentlich passiert? Was ist mit uns selbst, der Gesellschaft, dem Miteinander geschehen? Wie haben wir in der Pandemie reagiert? Was haben wir über uns und unsere Ängste gelernt?

Zunächst zum Begriff der Angst: Während unter Furcht die unmittelbare Reaktion auf eine direkte Gefahr verstanden wird, wobei hier der Körper durch Vorgänge wie beschleunigter Puls, schnellere Atmung, gesteigerte Aufmerksamkeit den Organismus auf Flucht oder Kampf vorbereitet, bezieht sich die Angst auf etwas Zukünftiges. Ängste sind Emotionen, die Menschen entwickeln, wenn sie sich mögliche Gefahren lediglich vorstellen. Sie beziehen ihre Inhalte aus den individuellen Erfah-

rungen, den Lebensumständen, den sozialen und politischen Gegebenheiten und können dementsprechend sehr unterschiedlich ausgeformt werden. Man

kann sich ängstigen vor Fröschen, Gewitter, Arbeitslosigkeit, dem Klimawandel, dem Weltuntergang oder einem grassierenden Virus.

Doch wozu dienen die Ängste, wenn sie sich ja nur mögliche Gefahren gedanklich ausmalen? In den Ängsten wird das verarbeitet, was als unberechenbar und unbeherrschbar erscheint, was man nicht richtig kontrollieren kann, was deshalb als Gefahr, Risiko, Bedrohung angesehen wird. Sie helfen uns, insgesamt für die Strukturierung unseres Lebens vorausschauend zu denken und das eigene Verhalten den Lebensrisiken anzupassen, z.B. die Hygiene-Regeln zu befolgen oder Essensvorräte anzulegen. Diese Ängste sind so etwas wie der Spiegel der eigenen Lebenssituation, sie zeigen uns nicht nur unsere Befürchtungen, sondern umgekehrt auch unsere Wünsche und Hoffnungen. Sie zeigen an, dass wir wissen, dass wir endlich, verletzlich und sterblich sind, dass es Menschen gibt, um die wir uns sorgen, dass Frieden und Demokratie nie sicher sind, dass unsere Umwelt zerstörbar ist. Richtig verstanden sind Ängste Wegweiser und Leitmotiv, indem sie uns helfen, uns in unserer Welt zu orientieren, die Lebensrisiken abzuschätzen und uns entsprechend zu verhalten.

Wenn nun plötzliche Änderungen im Leben eintreten, wie wir dies in der Corona-Pandemie erlebt haben, wenn die Normalität auf unerwartete Weise gestört ist und die Alltagsroutinen nicht mehr ohne weiteres funktionieren, wenn man glaubt, dass die Geschehnisse der Kontrolle entgleiten, werden gesteigerte Ängste entwickelt. Genau dies war in der Pandemie zu beobachten. Menschen wurden stark verunsichert, sie wurden emotional empfindlicher, reagierten zum Teil durch Abschottung, andere hofften auf den starken Staat, der alles unter Kontrolle bringen würde, wieder andere ließen sich von Verschwörungsbehauptungen vereinnahmen. Eine solche Ausnahmesituation wie die Corona-Pandemie kann sogar dazu führen, dass die Ängste sowohl bei einzelnen als auch in der Gesellschaft insgesamt aus dem Ruder laufen und abdriften. Aus der Geschichte wissen wir, dass aus solchen Konstellationen Hysterien entstehen können, dass Schuldige gesucht werden, dass Menschen eher bereit sind, an Verschwörungen zu glauben, dass alles aus dem Gleichgewicht gerät. Und auch in der Corona-Pandemie konnten wir beobachten, wie schnell Stimmungen kippen können, Menschen plötzlich einander misstrauen und aggressiver werden.

Doch inwieweit sind wir den eigenen Ängsten ausgeliefert? Ängste entstehen nicht automatisch, sondern wir formen sie gedanklich selbst, indem wir uns mögliche Risiken und Gefahren für unser Leben inhaltlich vor Augen stellen. Und weil Ängste unsere eigenen Projektionen sind, kann der Umgang mit ihnen gelernt werden. Jeder Mensch braucht Strategien, die eigenen Gefühle und Gedanken immer wieder in ein Gleichgewicht zu bringen. Hierfür hat die Menschheit seit Jahrtausenden auch Techniken wie Meditation, Askese, körperliche Erüchtigung, Gebet, soziale Einbindung u.v.m. entwickelt. Ein gutes Maß für die eigenen Ängste in normalen Zeiten zu finden, ist die Bedingungen dafür, sie auf eine gewisse Weise dann auch in Krisenzeiten kontrollieren zu können. Doch ein Ereignis wie die Pandemie macht auch deutlich, dass es hinsichtlich der Bewältigung der eigenen Ängste nicht nur auf die eigene innere Widerstandsfähigkeit ankommt, sondern dass es genauso wichtig ist, auf funktionierende soziale Strukturen und verlässliche politische Institutionen bauen zu können, damit Krisen nicht zu Katastrophen werden.

Julian Nida-Rümelin

„Wir müssen selber denken und entscheiden“

Nina Lex & Martin Santner: Hölderlin sagte einmal, da, wo die Gefahr wächst, wächst das Rettende auch. Sehen Sie in diesem Sinne mehr positive Konsequenzen aus der Corona Krise resultieren oder mehr negative?

Julian Nida-Rümelin: Eindeutig mehr negative, im globalen Süden sind die Fortschritte in der Armutsbekämpfung der letzten dreißig Jahre zunichte gemacht worden, die Zahl der Hungernden ist deutlich gestiegen. Im Norden gibt es nach wie vor eine große Verunsicherung, aber die Wirtschaft erholt sich rasch und in Deutschland haben die sozialen Maßnahmen und die staatliche Stützung der Wirtschaft insgesamt gut gewirkt.

Mit Hinblick auf Ihr neues Buch „Die Realität des Risikos“ interessiert uns, ob Sie das Problem der Abwägung von Freiheit und Sicherheit so einfach als ein mathematisches sehen?



Nein, das ist kein rein mathematisches Problem, aber die Kenntnis statistischer Zusammenhänge hilft, einen klaren Kopf auch in der Pandemiekrise zu behalten. Die großen Abwägun-

gen zwischen unterschiedlichen Werten und Normen, der Umgang mit ethischen Dilemmata, kann die Wissenschaft der Gesellschaft und der Politik nicht abnehmen. Die Demokratie ist deliberativ verfasst, nur so entsteht Legitimation, denn sie beruht auf der Verständigung darauf, was uns gemeinsam wichtig ist und auf akzeptierten Regeln, wie wir Konflikte lösen.

Was sagt der holprige Umgang mit der Bewältigung der Krise über die Organisation unserer Gesellschaft aus?

Was die Organisation der Politik in der Krise betrifft, ist mein Befund eindeutig: Das darf sich so nicht wiederholen. Ein Gremium, das es in unserer Verfassungsordnung gar nicht gibt, die Ministerpräsidentenkonferenz, wird zum nationalen Entscheidungszentrum, oft schlecht präpariert, ohne Transparenz gegenüber der Öffentlichkeit, ohne parlamentarische Kontrolle und verkündet die neue Beschlusslage. Die Parlamente, der eigentliche Ort existenzieller politischer Entscheidungen, werden marginalisiert und niemand unternimmt den Versuch, klare Kriterien für die jeweils beschlossenen Maßnahmen vorzustellen und zu begründen, was dazu führt, dass jeweils auch offen bleibt, nach welchen Kriterien diese Maßnahmen wieder beendet werden. Das war und ist ein in dieser Form völlig unnötiger Stresstest für die Bevölkerung.

Die Realität des Risikos hat in Anbetracht neuer Virusvarianten und der Entdeckung des Impfstoffs gezeigt, dass sich das Risiko fortlaufend verändert. Ist es daher vielleicht wichtig oder gar notwendig, Ihre Ansichten und Überlegungen zu überdenken bzw. anzupassen?

Das Erstaunliche ist ja, dass sich meine Einschätzungen durchgängig bestätigt haben – in einem mich selbst fast schon beunruhigendem Ausmaß: Die Einschätzung der extrem ungleichen Verteilung der Risiken, die Empfehlung risikostatifiziert vorzugehen, die Warnung davor, zuzulassen, dass das

Infektionsgeschehen auf die Alters- und Pflegeheime übergreift, die Forderung Gesundheitsämter digital aufzurüsten und die Corona-App mit einer Login-Funktion zu versehen, sowie die Daten über einen zentralen Server laufen zu lassen und die Schulen auf eine weitere Welle vorzubereiten, die Folgen für Bildung und Kultur ernster zu nehmen usw.

Wir sollten jedenfalls Fehleinschätzungen nicht mit dem Hinweis auf die sich permanent ändernde Risikolage zu kaschieren versuchen. Es stimmt, dass sich diese permanent ändert, dennoch kann man präziser denken und kohärenter handeln, als das in Europa, auch in Deutschland, erfolgt ist. Wir müssen aus der Corona-Krise für die Zukunft lernen.

Ihr Buch steht im Zeichen von Reflexion und Aufklärung und kann als ein Plädoyer für die Urteilskraft, eine Aufforderung zur Bildung eines ethischen, humanen Denkens und Handelns verstanden werden: Nur eine realistische Sichtweise und Auseinandersetzung mit Risiken und Krisen, ob menschengemachte oder natürliche, kann Wirklichkeit wiedergeben. Wie können Gesellschaft und Politik dies nachhaltig umsetzen?



Wenn man davon überzeugt ist, dass Fakten nicht von uns gemacht sind, sondern wir uns bemühen, diese zu erkennen, in einem Prozess kühner Vermutungen und kritischer Prüfung – um hier einmal den Wissenschaftstheoretiker Karl Popper zu zitieren –, wenn wir selbstkritisch einsehen, dass wir uns immer irren können, dass auch diese wissenschaftliche Expertise von Widersprüchen und Irrtümern begleitet ist, ja dass dieser Prozess, die anhaltende Debatte darüber, was nun wohlbegründet ist oder nicht, was sich, obwohl vielleicht lange als bewiesen angenommen, unterdessen als Irrtum herausgestellt hat und was sich trotz aller Einwände wieder bestätigt hat, zum



Wesen der Wissenschaft gehört, dann können wir die großen Fragen nicht einfach an die Wissenschaft delegieren, so sympathisch der Spruch aus den Reihen Fridays for Future ist: „Tut das, was die Wissenschaft sagt“. In der Demokratie werden die großen existenziellen Entscheidungen nicht delegiert, nicht an den König oder die Kleriker, auch nicht an die Wissenschaft. Wir müssen als Bürgerinnen und Bürger selber denken und entscheiden. Und die Wissenschaft, auch die Ethik oder die Philosophie generell, hat dabei eine dienende Funktion: In verständlicher Sprache einen Beitrag zu begrifflicher Klarheit, ethischer Orientierung und wissenschaftlicher Information im öffentlichen Diskurs zu leisten.

Ibrahim Nehme

Der Morgen danach

Vor einigen Wochen war ich in Berlin. Ich saß mit einem Freund in einem Café im Freien, wo wir unseren Kaffee in kleinen Schlucken tranken, während wir uns unterhielten. Zuletzt hatte ich ihn in dem Monat, bevor alles zum ersten Mal heruntergefahren wurde, gesehen – bevor alle Gewohnheiten plötzlich in Frage zu stehen schienen und unsere Welt auf den Kopf gestellt wurde. Auf dem Gehweg zogen die Leute an uns vorüber, manche allein, andere in Gruppen oder mit Hunden, lachend, ausgelassen, ihren Sonntagnachmittag zubringend. Mein Freund sah mich an und sagte mit leiser Stimme: „Ich dachte, die Welt würde anders sein nach Covid. Und jetzt sitzen wir hier und es scheint, als hätte sich kaum etwas geändert.“ Seinen Blick erwidern lächelte ich. Ein Teil von mir wollte ihm zustimmen, aber zugleich konnte ich nicht glauben, dass wir aus alldem unverändert herausgekommen sein sollten. Ich zweifelte, dass die Dinge so, wie sie sich uns jetzt zu präsentieren schienen, tatsächlich der Wirklichkeit entsprachen; dass wir in der Lage wären, das Ausmaß dessen, was wir gerade durchgemacht haben, zu begreifen; dass wir ernstlich bereit wären, dem ins Auge zu blicken, was aus uns geworden ist, in dem beinahe zweijährigen Ausnahmezustand.

Während der achtzehn Monate des Lockdowns hatte ich Hoffnung. Es fühlte sich an, als stünde ein großer Neustart bevor, als ob die Welt sich wandeln würde, gerade als Veränderung so dringend erforderlich war. Endlich, so schien es, fanden wir die Zeit und den Raum, in uns hinein zu hören, uns gegenseitig zuzuhören, unser so lange vernachlässigtes Verhältnis zur Natur wieder zu beleben. Freunde von mir machten zum ersten Mal in ihrem Leben Therapie. Andere widmeten sich nun der Gärtnerei, fingen an ein Instrument zu lernen, wieder Sport zu treiben, sich künstlerisch zu betätigen oder Gedichte zu schreiben. Ich habe andere Freunde, die ihren Job kündigten und beschlossen, dass sie genug hatten vom täglichen Arbeitstrott. Und ich kenne einige, die sich plötzlich neuer Möglichkeiten zu leben und zu sein bewusst wurden. Es schien eine Veränderung zum Besseren, die da in Leuten vorging. Es war eine Art Wiedergeburt, ob das nun Jeder und Jede so empfand oder nicht, oder ob das allen klar war oder nicht. Es brachte uns zusammen, denn es ging über Herkunft, Klasse oder Hautfarbe

hinaus und es ging tiefer, zu Fragen darüber, warum wir hier sind und wie wir dieses Hier zu einem besseren Ort für uns alle würden machen können.

Ich komme aus dem Libanon und die Unterschiede zu Deutschland können nur in Lichtjahren gemessen werden. Oberflächlich betrachtet sind die Leute dort frei, niemand trägt eine Maske und nirgends wird ein Nachweis über irgendwas, um irgendwohin zu gehen, verlangt. Nicht dass die Leute hier nicht Angst hätten zu sterben, bloß wenn man in einem Land lebt, das in ein und demselben Jahr sowohl eine quasi atomare Explosion als auch einen umfassenden ökonomischen Kollaps erlitten hat und in dem keinerlei fundamentale Versorgungsstrukturen existieren, dann misst man die Dinge nach einem anderen Maß und die Prioritäten verschieben sich. Nach der gewaltigen Explosion im August 2020 verlor die libanesische Währung etwa 90% ihres Werts. Politiker transferierten ihr Geld auf Konten im Ausland. Die Ersparnisse der Leute dagegen verpufften weitgehend und die Banken schränkten den Zugriff auf ihre Konten und das bisschen, das noch verblieben war, ein. Zudem sind kaum ein paar Wochen vergangen, seit eine Treibstoffkrise alle Lebensbereiche in Mitleidenschaft gezogen hat. Für mehr als sieben Stunden mussten Leute an Tankstellen Schlange stehen, um ihr Auto mit ein paar Litern Benzin zu befüllen. Und weil es keinen Strom gab, vergammelten das Essen in den Kühlschränken, und in den Krankenhäusern starben die Menschen trotz der Beatmungsgeräte. Auch an normalen Tagen lesen sich die Zeitungen hier wie das Drehbuch zu einem Horrorfilm und erst gestern stürmte die Hisbollah-Miliz vollbewaffnet

mit ihren Anhängern in die Stadt und zettelte bürgerkriegsähnliche Ausschreitungen an, die glücklicherweise nach etwa sechs Stunden zu einem jähen Ende kamen.

Ja, in fast jeder erdenklichen Hinsicht muss sich ein Vergleich zwischen Beirut und Berlin als sinnlos erweisen. Betrachtet man diese so verschiedenen Welten allerdings genauer, besonders nach Covid, so erscheint der wie auch immer krasse Kontrast zunehmend zu verschwimmen. Ebenso wie in Berlin, haben die Leute in Beirut Angst voreinander – wenn auch aus völlig anderen Gründen. Auch in Beirut fühlen sich die Leute gezwungen, auf bestimmte Weise zu handeln, treffen Entscheidungen auf der Grundlage unzuverlässiger Informationen und fürchten sich vor einer Zukunft, die unsicher erscheint, vernebelt durch Chaos und Fake News.

Ich will nicht in einer Welt leben, in der wir voreinander Angst haben und die Grenzen zwischen uns sich vermehren.



Während wir jetzt langsam wieder aus der Pandemie heraustreten und damit auch unser Blick wieder an Klarheit gewinnt, verstehen viele von uns, dass das Chaos, unabhängig davon, wo oder aus welchen Gründen es herrscht, eine Strategie darstellt, um Menschen gegeneinander aufzubringen, sie zu schwächen und zu unterdrücken, anstatt sie zu vereinigen und zu befreien. Aus meiner Sicht stellt sich da die Frage, wie

wir unsere Differenzen überwinden können. Wie können wir es schaffen, über die Enge der bloß unmittelbaren Umstände, die durch Covid so radikal verändert worden sind, hinauszublicken, um unsere Gemeinsamkeiten zu erkennen und zu einem ausgeglicheneren Verständnis unserer selbst und der Welt, in der wir leben, zu kommen?

Es ist nicht möglich, ein solches Erwachen zu erleben, wie wir es während des Lockdowns erfahren haben, ohne dass sich in uns selbst etwas für immer verändert. Hat man einmal begriffen, eine wieviel bessere Person man sein kann, wieviel besser unsere Welt sein könnte, ist es schwer vorstellbar, einfach wieder zur ‚Normalität‘ zurückzukehren. Und deshalb fand ich es so schwierig, meinem Freund in dem Café in Berlin zuzustimmen, als er sagte, dass sich so wenig verändert zu haben schien.

Ich gehöre zu denjenigen, die glauben, dass die Welt nicht über Nacht verändert werden kann. Radikaler Wandel bedarf viel Zeit. Die großen Siege müssen im Licht der zahllosen kleinen Siege verstanden werden, die sie überhaupt erst möglich gemacht haben. Die Enttäuschung, die viele Leute wie mein Freund in Berlin empfinden, ist der unrealistischen Erwartung geschuldet, dass die post-pandemische Welt sich plötzlich und in entscheidender Weise ändern würde. Bloß tut sie es nicht. All die vielen Jahre kapitalistischer, patriarchaler und rassistischer Unterdrückung können nicht einfach so getilgt werden. Aber das Virus hat den Veränderungsprozess sicherlich beschleunigt. Der Wandel, der sich im Laufe des Lockdowns in unseren Leben vollzogen hat, ist schwer zu ermessen und es wird einige Zeit dauern, bis der Effekt ins Massenbewusstsein durchgesickert sein wird, um eine kollektive Form anzunehmen. Und während die Staaten sich beeilen, ihre Bevölkerungen durchzuimpfen und wir – der Massenhysterie trotzend – uns an irreführenden und falschen Informationen abarbeiten, um zu verstehen, in welcher Welt wir leben, ist es entscheidend nicht zu vergessen, dass das, was wir um uns herum hören und sehen, nicht die ganze Geschichte ist. Wir befinden uns erst am Anfang einer ganz neuen Geschichte, in deren Verlauf wir uns langsam, aber stetig auf eine Welt zubewegen, die uns alle und was wir geworden sind, einbegreift.

Hannes Egger

Silvia Morandi: Anima Condivisa

Gegen Ende des Lockdowns 2020 war in der Bozner Guntzschnastraße eine kleine Mehlschwalbe – ähnlich wie viele seit Wochen zu Hause sitzende Bürger*innen – neugierig auf die Welt, lehnte sich aus dem Nest und viel heraus.

Die Performancekünstlerin Silvia Morandi nahm sich des Jungvogels an und rief beim geschlossenen Pflegezentrum für die Vogelwelt Bozen an. Dabei erfuhr sie, dass wenn ein Küken dieser Art aus dem Nest fällt, es von den Vogeleltern am Boden nicht ernährt werden kann. Der Künstlerin blieb also nichts anderes übrig als – von den Expert*innen der Bozner Vogelwelt telefonisch unterstützt – das Vogeljunge zu Hause aufzuziehen.

Dadurch brach nicht nur die Einsamkeit und Eintönigkeit des Lockdowns, sondern wurde gerade dieser verlängert. Seit langem geplante und aufgrund der Pandemie immer wieder verschobene Treffen und Ausflüge – die nun endlich nach Monaten des Eingesperrtseins möglich gewesen wären – sagte Morandi kurzerhand ab. Sie hatte eine Verpflichtung gegenüber einem Lebewesen übernommen. Sie musste sich um den Vogel kümmern, denn sie war die Garantie seines Überlebens.

In der eigenen, wohlbekannten Wohnung eröffnete die Mehlschwalbe der Künstlerin eine neue Welt. Geschult in der Achtsamkeit auf kleine Dinge durch die vorhergegangenen Monate der Entbehrungen, begann sich Morandi Schritt für Schritt der faszinierenden Welt des kleinen Wesens zu nähern. Sie beobachtete das raffiniert ausgebildete Gefieder und die eleganten Bewegungen und war zutiefst von dessen freundlicher Art sowie von seiner inniger Verbindung mit dem noch zarten und zugleich intensiven Leben verzaubert.

Zu Beginn des ersten Lockdowns – damals, als der Virus die Pausetaste der Welt drückte und zahllose Zahnräder zum Stillstand brachte – vermeinten Viele, dass die Zeit für

große Veränderungen gekommen sei. Ganz neue Perspektiven schienen zum Greifen nah! Doch bald zeigte sich mit Vehemenz, dass es keine allumfassend neue und bessere Welt nach der Pandemie geben werde, denn Allzuvielen sehnten sich in ihren präpandemischen Alltag zurück.

Morandi hingegen verlängerte ihren Pausenmodus und zog den Vogel auf. Sie sorgte sich um ihn und knüpfte ein enges Band mit dem kleinen Wesen. Und irgendetwas änderte sich doch!

Ist das vielleicht die Lehre, oder eine der Lehren aus der Pandemie? Können uns eine kleine Mehlschwalbe und eine Performancekünstlerin offenbaren, worum es in postpandemischen Zeiten geht? Sind es die kleinen Unvorhersehbarkeiten, welche Veränderungen ausmachen, wenn jemand plötzlich Verantwortung übernimmt, sich um jemanden oder etwas sorgt, oder wenn etwa jemand beschließt, kein Fast Fashion mehr zu kaufen, einen Pullover vielleicht noch eine Saison länger zu tragen, nächstes Wochenende nicht nach Paris zu fliegen, sich um eine alte Tante oder die Kinder der Nachbarn zu kümmern, sich vegan zu ernähren, sich Zeit lässt, genau hinsieht, vielleicht ein kleines unschuldiges Wesen großzieht oder auf die leise und reine Stimme der Natur hört? Ist das neue Gute etwa so banal?

Auf Anregung der Kuratorin Miroslava Hajek hin entschied sich Silvia Morandi, ihre Beziehung mit der Mehlschwalbe festzuhalten und lud die Dokumentaristin Alexandra Kaufmann aus München zu sich nach Bozen ein. An einem Sonntag im Juli entstanden schließlich die hier gezeigten Bilder, die ein Zeugnis der magischen Begegnung zwischen der Künstlerin und dem Vogel festhalten.

Wenige Tage später erfuhr Morandi, dass das Pflegezentrum für Vogelfauna Schloss Tirol wieder geöffnet hatte. Da es nun aufgrund der allgemeinen Öffnung auch wieder möglich war, die eigenen Gemeindegrenzen zu verlassen, brachte sie den Vogel dorthin und vertraute ihn den Fachleuten an. Die Mehlschwalbe war in einem guten Gesundheitszustand und konnte bereits nach zwei Wochen ausfliegen.

Autorinnen und Autoren

Johannes Andresen

Direktor Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann
Bozen

Hannes Egger

Künstler, Mitherausgeber Kulturelemente,
Lehrender an der Freien Universität Bozen
Lana

Rudolf Frey

Intendant der Vereinigten Bühnen Bozen ab 2023/24
Wien

Bärbel Frischmann

Professorin für Geschichte der Philosophie an der
Universität Erfurt

Martin Grunwald

Psychologe, Gründer und Leiter das Haptik-Forschungslabors
am Paul-Flechsig-Institut für Hirnforschung
Leipzig

Alexandra Kaufmann

Dokumentarfotografin
München

Nina Lex

Philosophin, Autorin, Vizepräsidentin des liAphR
Berlin

Silvia Morandi

Performerin
Bozen

Ibrahim Nehme

Schriftsteller und Redner
Beirut

Julian Nida-Rümelin

lehrt Philosophie und politische Theorie an der
Ludwig-Maximilians-Universität
München

Martin Santner

Gründer und Herausgeber der Kulturzeitschrift 39NULL
Naturns/Berlin/Athen

Impressum

Herausgeber

Distel-Vereinigung

Kooperationspartner

Landesbibliothek Dr. Friedrich Teßmann, 39Null

Erscheinungsort

Bozen

Redaktion

Johannes Andresen, Hannes Egger, Nina Lex, Martin Santner

Presserechtlich Verantwortlich

Vinzenz Ausserhofer

Grafik

FRENDZ.CLUB, Julia Egger

Druck

Athesia Druck

Übersetzung

Volker Gross

Lektorat und redaktionelle Betreuung

Haimo Perkmann

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Südtiroler Landesregierung,
Abteilung Deutsche Kultur

Die Kulturelemente sind eingetragen beim Landesgericht
Bozen unter der Nr. 1/81. Alle Rechte sind bei den Autorinnen
und Autoren.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung der
Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.

Dezember, 2021

